

(Nachdruck verboten.)

207

Die Kaufare.

Roman von Friß Mauthner.

Die Wirtschaft war seit Bodes Abreise so gut wie aufgelöst; ein Köchlein wäre nicht so leicht zu fättigen gewesen wie Frau Käthe, wenn ihr Mann nicht daheim war. Und jede Woche gab es einen Tag oder auch zwei von besonders viel Glück und Thränen, so oft einer der Briefe aus Italien kam und der liebe Mann darin lebhaft oder leise den Wunsch aussprach, wieder zu Hause in der Großgörschenstraße zu sein.

Wenn Johanna ihre Freundin verließ, empfand sie wohl mitunter herzliches Mitleid mit der armen Frau, deren Mann im Gefängnis saß und die so ahnungslos ihrer schweren Stunde entgegenging. Und doch kam etwas wie Neid über sie, sobald sie ihre eigne Wohnung betrat, wo die häßliche Not und die Weihnachtsjorge die Stuben völlig verödet hatte, wo die Mutter mit einseitiger Zärtlichkeit bloß für den entfernten Achim lebte und für die eigne Tochter nicht einen Gedanken, kein Wort der Anerkennung übrig hatte.

Johanna war ja in der Anschauung aufgewachsen, daß die Zukunft des männlichen Sprößlings, des zukünftigen Offiziers, alle andern Familieninteressen überbiete. Dabei hatte sie ihren Bruder herzlich lieb und wollte ihn gar nicht aus seiner Unkenntnis der häuslichen Verhältnisse reißen. Es stahl ihr sogar ein Lächeln ab, wenn Achim, der als Lieutenant fürchtbar ehrsame und atkluge Briefe schrieb — als Kadett wußte er sich vor Uebermut nicht zu lassen — ihr Vorschriften machte; sie sollte nicht so oft zu Lustspielen und Poffen ins Theater gehen, sie sollte ihren musikalischen Sinn durch Besuch vieler Konzerte bilden, aber immer nur auf den besten Plätzen, um niemals der Berührung mit dem Bettel ausgefetzt zu sein; sie sollte in ihrer Kleidung nicht gegen die neueste Mode verstoßen, sich aber hüten, durch Uebertriebung und durch übermäßigen Luxus aufzufallen. Auch er selbst erwerbe sich nur durch weise Sparsamkeit in den Bedürfnissen der Eitelkeit das Recht, als ein Havenow-Triemitz aufzutreten und zu leben.

Die Briefe des Bruders trösteten Johanna über manche Härte der Mutter. Der verwitweten Kriegsrätin war es eben warm, wenn sie ihren Sohn im Besitz eines guten Pelzes wußte; darum brauchte in der Alvenslebenstraße kaum geheizt zu werden. Das bißchen Essen wurde in der Berliner Stube zu Mittag gekocht und dann blieb die Wohnung wohl „verschlagen“ genug bis Mitternacht, um welche Zeit Johanna gewöhnlich schon zu arbeiten aufhörte. Die Kriegsrätin fühlte sich in ihren fahlen Zimmern behaglich, wenn Achim nur mit seinem Burschen zufrieden war. Darum brauchte die Aufwartefrau nur noch zweimal in der Woche zu kommen, und Johanna mußte täglich vor sechs Uhr aufstehen, um den zerfallenden Hausrat und ihre eignen Siebensachen immer wieder für heute wenigstens in Ordnung zu halten.

Und die Kriegsrätin sah Licht, wenn ein Brief von Achim ankam, sie sah gern in der Finsternis, wenn sie ohne Nachricht war. Darum durfte Johanna nur die billigsten Kerzen für ihre Nachtarbeit brennen; die reichten ja wohl für die beiden Augen aus. Johanna sah selbst die Notwendigkeit ein; hatte doch die Gasgesellschaft längst die alte Rechnung eingemahnt und den Gasometer abholen lassen. Die beiden Kronen waren damals schon losgeschraubt und mit den Lampen verkauft worden. Die letzte große Petroleumlampe aus chinesischem Porzellan, welche in der guten Stube vor dem Spiegel stand, war unverkäuflich, weil ihre Glocke ein großes Loch hatte — es mußte beim Säubern immer der Wand zugelehrt werden — und unbrauchbar, weil der Ölbehälter fehlte.

Leider war der Verdienst aus den schriftlichen Arbeiten, für welche die Kerzen gebrannt wurden, ein geringer. Aber Johanna zerdrückte doch nachlässigerweise manche Thräne, wenn sie in der frostigen Stube am Tisch saß, die Füße mit einem alten Tuch zudeckte und an der trüben Flamme, die nicht weiter als bis zu dem Papierbogen vor ihr leuchtete, auch noch die verflaunten Hände wärmen mußte.

Doch wie rosig schimmerte selbst dieses Flämmchen durch ihre Finger. Da drinnen floß doch ein gutes, junges Blut, und Johanna fragte sich in mancher Mitternacht, ob denn alle Mädchen ihres Stands ein so freudloses Leben führten. Nicht als ob sie sich zur Wehre setzen wollte gegen die Arbeit! Da stand ihre Pflicht vor ihr und die that sie ruhig, ernst, unweigerlich wie ein Soldat im Dienst. In der Familie Havenow dienten auch die Frauen. Aber die Welt war doch nicht freudlos! Da gab es vor ihrem Fenster Eisenbahnschienen und auf ihnen flogen doch auch freie und fröhliche Menschen dahin und daher. Da gab es in den breiten Straßen so viele Blumenhandlungen voll Farbe und Pracht, und die Leute, die eintraten, kauften doch nicht immer nur Totenkränze. Da gab es Musik, und sie war doch nicht nur dazu da, damit sie für fünfundsiebzig Pfennig die Stunde gelehrt wurde. Da gab es Theater und Konzerte für die Reichen, da gab es den Sonntag für die Armen, da gab es den Weihnachtsabend für die ganze Welt, und nur Johanna war von allem ausgeschlossen.

O, dieser Weihnachtsabend! Der letzte Pfennig der Mutter, die letzten Ersparnisse Johannas waren für Achim verwandt worden.

Im Bette hatte Johanna nach ihrer Kopistenarbeit ein warmes Tuch für die Mutter gehäkelt. Einen guten Schirm hatte sie dazu gekauft. Die Kriegsrätin hatte nicht mehr so viel, um ihrer Tochter einen Pfeffertuch und einen Apfel zu schenken.

Die Mutter nahm das Tuch um die Schultern und stellte den Schirm beiseite. Davon könne ein Offizier keinen Gebrauch machen. Johanna küßte die Mutter und brachte sie zu Bett, dann setzte sie sich wie jeden Abend an die Arbeit, bot sich unter der Chiffre L. R. wieder einmal als Kopistin an und schrieb dann das Trauerspiel ab, an dem sie gerade beschäftigt war. Sie drängte alle Festgedanken zurück, um nicht schwermütig zu werden. Sie hatten kein Gegenüber; so brauchte sie den Weihnachtsglanz nicht hinter fremden Fenstern zu sehen. Welches Recht hatte sie an das Glück? Früher, wie sie noch ein halbes Kind war, hatte sie ein Glück erwartet. Das war vorbei. Sie war ein armes Mädchen und war eine Havenow. Und er, er war nicht von Adel, er hätte die Zustimmung der Mutter und vor allem die des Bruders nie erhalten. Gewiß nur darum hatte er sich zurückgezogen, nur aus Klugheit, nicht aus Furcht vor der Armut. Darum war es besser, sie blühte gar nicht in die Zukunft, die so finster war, wie sich der Stubenraum in dieser Christnacht um das trübe Flämmchen ballte.

Die Arbeit machte heute doch ungewöhnlich müde. Es konnte noch nicht elf Uhr sein, und Johanna fühlte sich am Ende ihrer Kraft.

Da gingen schwere Tritte auf der Treppe, und es klingelte. Johanna ließ die Feder fallen, sank in den Stuhl zurück und hauchte Richards Namen. So hatte das Glück denn auch zu ihr den Weg gefunden. Es war ihr gleich, was es brachte, es kam von ihm. Das wußte sie. Es mußte zum zweitenmal klingeln, bevor sie mit dem Licht in der Hand hinaus eilte und die Thür aufriß. Ein Arbeitsmann stand draußen und reichte ihr eine lose Papierdüte. Auf seinem vom Frost geröteten Gesicht stand das ausgleichende Weihnachtslächeln der armen Leute. Er sagte nichts, und sie fragte nicht. Aus dem Papier strömte ihr Weisengeruch entgegen.

Gleich wollte sie jubeln, gleich, wenn dieser Mann erst fort war. Nur einen Botenlohn mußte sie ihm geben für das Glück, das er gebracht. Aber was? Es war kein Geld im Hause und kein Glas Wein, kein Stückchen Braten, nichts, nichts, keine Blume. Ratlos starrte Johanna den Mann an, und verlegen blickte sie auf die Papierdüte. Dufende von kleinen Weisentraufchen blickten hervor.

Endlich nahm der Arbeitsmann das Wort:

„Aee, Fräuleinchen, so arm bin ich nicht. Und der Herr wird mir den Gang gut bezahlt haben. Hier diesen Bad Kinderpielzeug muß ich noch in die Großgörschenstraße tragen.“

Johanna setzte den Leuchter auf den leeren Gasometerkasten und sagte:

„Hier, Sie sollen auch von mir einen Botenlohn haben.“

Und sie reichte ihm glückstrahlend eins der Sträußchen. Blutröt im Gesicht und mit der linken Hand seine Mütze zerknüllend, nahm der Mann die Blumen in seine breite Hand.

„Ja, Fräuleinchen,“ sagte er stotternd, „so viel hat mir nicht einmal der Herr gegeben“. Und trotzig fügte er hinzu: „Das scheute ich nicht meinem Schatz, das behalte ich für mich. Na, Ihnen brauche ich nicht vergünstigte Weihnachten zu wünschen.“

Johanna reichte dem Mann ihre Hand, und er drückte sie fest, dann lachten beide stumm vergnügt einander an; der Arbeitsmann lachte immer noch laut, während er die Treppe hinunterging, und Johanna lachte leise, bis ihr die Thränen in die Augen traten.

Sie will gleich jubeln, wenn sie sich erst ihre Weihnachten aufgebaut hat. Sie ging in die Stube zurück und suchte die wenigen dünnen Lichte zusammen, aus denen ihr Vorrat bestand. Und sie steckte eins in den zweiten Leuchter, die zwei letzten in leere Lintensflaschen. Als alle Flammen auf dem Tisch brannten, stellte sie sich feierlich davor. Sie wußte, daß das Aufstehen war gegen ihre Mutter, aber die Rebellion war doch verzeihlich. Langsam schüttete sie die Weilschensträußchen über den Tisch aus. Gleich wollte sie jubeln.

Da rief die Mutter aus dem Schlafzimmer:

„Hat es nicht geklingelt? Es ist doch kein Unglück, keine Depesche von Achim?“

„Es ist nichts,“ antwortete Johanna, „es ist nur für mich.“

Als die Mutter wieder eingeschlafen war, schritt Johanna zum Tisch zurück, um endlich ihre Weihnachtsfreude auszukosten. Und sie sank am Tisch nieder, drückte ihr Gesicht und ihre Hände in die Weilschenblüten und schluchzte allen Kummer und alle Sehnsucht in die duftenden Blätter aus.

Die weiche Stimmung dauerte nicht lange. Als sie sich satt gewiebt und den Duft eingesogen hatte, richtete sie den Kopf fest und mit lachenden Augen wieder empor. Und sie schämte sich ein wenig, aber nur ganz wenig, ihrer Rebellion. Ernsthaft ging sie daran, den Aufstand zu dämpfen. Sie löschte die Kerzen in den beiden Lintensflaschen und dem zweiten Leuchter, und beim letzten trüben Flämmchen ging sie daran, ihre Weilschenhähe zu ordnen und zu verwahren. Wenn sie die kleinen Sträußchen auch ins Wasser stellte, so waren sie bald verweilt und verwest. So legte sie denn nur die beiden größten Buschen für die Feiertage zur Seite, von allen übrigen machte sie den Bindfaden los und legte die vielen hundert Weilschen einzeln zwischen die Blätter ihrer wenigen Bücher und den Rest zwischen die Bogen leeren Schreib- und Notenpapiers, welche für ihre Arbeit hoch aufgestapelt auf ihrer Kommode bereit lagen. Dann zerdrückte sie ein letztes lustiges Thränchen und kopierte noch eine ganze Stunde in die Nacht hinein. Ihre Füße waren nicht mehr kalt, ihre Hände nicht verflamt.

Vielleicht war es der leise Weilschengeruch, der von nun an ihre Arbeit umhantelte, vielleicht war es doch die neubelebte Hoffnung auf Richard, was ihre bleichen Wangen am Weihnachtsmorgen wieder ein wenig färbte.

(Fortsetzung folgt.)

Die jüdischen Speisegesetze.

In zivilisierten Ländern ist auch der vegetarischen die jüdische Küche hinsichtlich der Auswahl die beschränkteste. Da, wo in allen andern Küchen die Delikatessen erst anfangen, hat der Küchenzettel der jüdischen Hausfrau schon aufgehört. Verboten ist ihr alles vom Jäger erlegte Wild, verboten sind ihr nicht nur Aukern, Kaviar und die meisten Seezische, sondern auch Kalle und Krebse. Das Schwein, das in dem Haushalt der Volksmassen eine so große Rolle spielt, ist bekanntlich aus der jüdischen Küche aufs strengste ausgeschlossen. Nicht genug damit, ist der Genuß des Hinterviertels sonst gestatteten Schlachtviehs verboten. Das Fleisch aller junger Stäbber, sowie aller von einer tödlichen Krankheit befallener oder tödlich verletzter oder verwundeter Tiere darf nicht genossen werden. Aber auch damit hören die Beschränkungen nicht auf. Die jüdische Hausfrau kann nicht in dem ersten besten Laden ein ihr zuzugendes Stück Lamm- oder Hammelfleisch, eine ihr preiswert erscheinende Gans, Ente, Taube kaufen und in ihrer Küche verwenden. Gestilligt wie Schlachtvieh müssen nach der Vorschrift geschächtet sein. Das geschächtete Tier wird einer strengen Beschau unterworfen. Das einwandfreie befundene Fleisch muß auch noch rituell behandelt, es muß ihm namentlich das Blut entzogen werden. Denn jeder Blutgenuß, gleichviel in welcher Form, ist „ein Greuel“. Ihn so felt-

samer ist es, daß gerade Juden, denen selbst der Genuß von Tierblut seit Jahrtausenden verboten ist, beschuldigt werden, sogar Menschenblut zu gebrauchen. Alles, was über Ritualmorde als *Le Ligios* zulässig oder gar geboten gesagt wird, ist baver Unsin. Ist das Fleisch so weit für die jüdische Küche reif, dann fangen erst die eigentlichen Küchen Schwierigkeiten an. Zum Kochen oder Braten von Fleisch und aller zum Fleisch zu genießenden Gemüße, Vorr- und Zuspeisen dürfen weder Butter noch Milch oder Sahne verwendet werden. Alle Fleischgerichte müssen in besondern, nur für diese bestimmten Küchengeräten aufbewahrt, gekocht und gebraten und von besondrem Tafelgeschirr gespeist werden. Selbst Löffel, Messer und Gabel, die man für Fleisch und mit Schmalz (Gänsefett) oder Minderfett zubereiteten Speisen braucht, dürfen nicht für Speisen verwendet werden, die mit Milch und Butter hergestellt werden. Für das Osterfest sind noch wieder andre Einschränkungen vorhanden. Die Osterküche ist das wahre Grenz der jüdischen Hausfrau, die für die acht Tage eine ganz andre Wirtschaft braucht und in der Hauptsache mit Osterbrot (Matzes), Eiern, Fleisch und einer für das Osterfest hergestellten eigenartigen Suppe aus roten Rüben operieren muß.

Daß eine so beschränkte Auswahl der jüdischen Hausfrau die Herstellung eines abwechslungsreichen Küchenzettels ungemein erschwert, wird jeder leicht begreifen. Weitere Beschränkungen stellen sie noch vor andre schwierige Aufgaben. Aber in der Beschränkung zeigt sich die Meisterin, und sie muß eben mit wenig auskommen. Die Not macht erfinderisch. Die erste Aufgabe der jüdischen Hausfrau ist, das Fleisch nach Möglichkeit auszunutzen, nicht nur weil sie keine große Auswahl hat, sondern auch weil sie, zumal in kleineren Städten, sich es überhaupt nicht immer beschaffen kann, sowie auch weil das für sie verwendbare Fleisch verhältnismäßig teurer ist. Was, besonders in reicheren Landesteilen, etwa in Rheinland und Westfalen, weggeworfen wird, das wird in der jüdischen Küche noch vielfach zu Delikatessen verarbeitet. Was die Jüdin beispielsweise aus Milch und Därmen, beiläufig nach besonderer rituelser Behandlung, die in der Entfernung von Häuten und Adern besteht, aus dem Gänsefett herstellt, verdient die höchste Anerkennung. Den gefüllten Därmen ist noch kein genügendes Loblied gesungen worden, und der nach den mannigfaltigen Rezepten gefüllte Gänsefett wird bei richtiger Zubereitung selbst von sehr verwöhnten Feinschmeckern geschätzt. Das Gänsefett muß im jüdischen Haushalte drei Viertel der Aufgaben der Butter erfüllen. Darum spielt die Gans auch, namentlich die Stopfgans, in der jüdischen Küche dieselbe Rolle, wie das Schwein in der christlichen. Was Israel ohne die Gans gethan hätte, vermag keine Phantasie auszumalen. Die Gans ist nicht nur Ketterin des Kapitols, sondern auch Ketterin der jüdischen Küche. Da Fleisch knapp und teuer ist, muß großer Wert auf Zu- und Vorspeisen gelegt werden. Früchte, Gemüse, Vegetabilien sind von den jüdischen Speisegesetzgebern schrankenlos freigegeben. Da aber auch diese noch verhältnismäßig teuer sind, so werden Reis, Hirse, Graupe, Sago, Grieß und namentlich Mehlspeisen verschiedenster Art viel gekocht. Die Zerstreuung über alle Länder der Erde und die Wanderungen von Land zu Land haben das Aufhäufen von Küchenrezepten ungemein begünstigt. Zwiebel und Knoblauch sind spanische, orientalische und wohl noch ägyptische Reminiszenzen. Wenigstens drücken nach dem biblischen Berichte die Juden in der Wüste ihre Sehnsucht wie nach dem Fleischköpfe so auch nach den Zwiebeln und dem Knoblauch Ägyptens aus.

Der Jüdin ist es geradezu zur Pflicht gemacht, schreibt die „*Äthnische Volkszeitung*“, den Sabbat und die Festtage durch einen guten Tisch zu ehren. Am Sabbat sollen Fleisch, Fisch und Wein genossen werden.

Daß eine so eng begrenzte und streng geregelte Küche einem ganz außerordentlichen Einfluß auf Gesundheit, Sitte, Wirtschaftlichkeit, Gesellschaftsleben ausüben mußte, wird auch derjenige sich leicht vorstellen können, der die dem täglichen Augenschein widersprechende Lehre, daß der Mensch ist, was er ißt, nur bedingt gelten läßt. Der orthodoxe Jude liebt es nicht, zu hören, daß Moses den Genuß des Schweinefleisches und anderer kriechender und schwimmender Tiere aus Gesundheitsrücksichten, (den andrer Geschöpfe aus ästhetischen oder humanen Gründen verboten habe. Er läßt lieber seinen Gott nach dem Grundsatz: *car tel est mon plaisir* den Juden den Fleischkorb höher hängen. Alle andern Menschenkinder werden lieber annehmen, daß das Schwein den Juden verboten worden ist, weil seine Verwendung im heißen Orient unzutraglich war. Ob Moses auch bereits die Trichine geahnt oder empirisch die Schädlichkeit des Schweinefleisches für die es Genießenden gekannt hat, bleibt dahingestellt. Diese obligatorische Fleischbeschnau hat die Juden vor mancherlei Krankheiten bewahrt. Auf die gemischte Kost, die von den Vögeln als die zuträglichste bezeichnet wird, sind die Juden durch ihre Speisegesetze geradezu angewiesen. Nicht minder groß als die gesundheitlichen sind die gewollten oder unbeabsichtigten sittlichen Folgen. Man mag gegen das Schächten sagen, was man will — eine nicht geringe Zahl von Sachverständigen ersten Ranges hat, wie man aus den Reichstags-Verhandlungen wissen wird, das Schächten als die immer noch zweckmäßigste und am wenigsten grausame Tötungsweise anerkannt — die humanen Gründe, die das Schächten gebot veranlaßt haben, die Thatsache, daß man das Schächten nicht dem Fleischer, sondern einem immerhin doch etwas höher stehenden Amtsinhaber anvertraut hat, der ihm durch Segenssprüche und sonstiges Brimborium eine gewisse religiöse Weihe ver-

leicht, mußten notwendig bei den Juden Rücksicht auf die Tiere erzeugen. Im einfachsten jüdischen Haushalt muß die Küche mit großer Aufmerksamkeit behandelt werden, damit keine der zahlreichen rituellen Vorschriften verletzt werde. Das könnte nämlich unter Umständen sehr kostspielig und unbequem werden. Benutzte man einen falschen Löffel oder Löff, spritzte die überkochende Milch in ein nahestehendes Fleischgericht, hat man aus Versehen ein Stück Butter zu einem zum Fleisch zu brauchenden Gemüse oder zu einer Vorspeise, dann dürfte in manchem Falle die Speise nicht genossen, das Geschirr nicht mehr gebraucht werden. Man achtete darum die Frau oder Köchin, von der gewissermaßen auch das Seelenheil abhing, die eine Art Priesterin des Hauses war. Es ist auch nur natürlich, daß der fromme Jude, der an so vielen schönen Dingen vorbeigehen mußte, sich an große Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung gewöhnte. Daß den Juden auf Reisen die Ernährung außerordentliche Schwierigkeiten bereiten mußte, ganz besonders in kleinen Städten, versteht sich von selbst. Man kann sich denken, wie sie sich nach Hause sehnten. Wer möchte bezweifeln, daß dies sehr viel dazu beigetragen hat, die vielgerühmte jüdische Familien-Anhänglichkeit zu fördern? Und noch eine andre Tugend erzeugte die rituelle Küche: die Gastlichkeit. Der Fremde war am Sabbat und an den Festtagen fast ganz auf die Gnade der ansässigen Glaubensgenossen angewiesen. Man lernte es als religiöse Pflicht und als nobile officium ansehen, an solchen Tagen Fremde einzuladen. Es ist durchaus nichts Seltenes, daß dort, wo sich bei den Juden noch altreligiöse Sitten erhalten haben, der routinierte Schnorrer oft „scharflich zu schauen“, an der üppigen Festtafel mit der Familie des jüdischen „Magnaten“ speist. Der Schnorrer muß schon außerordentlich wenig courfähig, der Magnat schon ein hypercivilisierter Snob sein, wenn ein Zusammenreffen nicht stattfindet.

Eine sehr ernste Folge der Speisegesetze war die durch sie bedingte Abgeschlossenheit der Juden. Wenn man bedenkt, daß sehr viele Juden nicht einmal bei den eignen Kindern speisen, wenn diese hinsichtlich der Speisegesetze schlaffere Grundsätze huldigen, dann kann man sich leicht vorstellen, wie ängstlich sie sich bei Andersgläubigen von Speise und Trank fernhielten. Nun denke man sich einen weinfrohen Rheinländer, mit dem der jüdische Gast oder Kunde nicht eine Glasje Wein leeren, die Bürgerfrau, bei der die jüdische Nachbarin nicht eine Tasse Kaffee und ein Stückchen Kuchen genießen will. Ein Zusammentreffen, ja auch nur ein gemütliches Zusammensein mit Juden war geradezu unmöglich. Die Juden mußten sich zurückziehen, und sie waren nach dem Satze: Wer sich in Einsamkeit begiebt, ist bald allein, von allem Verkehr ausgeschlossen, auch wenn es keine mittelalterlichen Ghettos und modernen „Judenreinen“ Lokale gegeben hätte. Am aller schlimmsten vielleicht war die Wirkung auf das naive Volk. Der Bauer mußte den Kopf schütteln, wenn der jüdische Händler alle ihm angebotenen Bauerngutsdelikatessen: ein Glas frische Milch, saure Milch, Käse, Schinken, Wurst rundweg ablehnte. Er mußte darin eine Beleidigung, ein Mißtrauen erblicken, sich gekränkt fühlen und dem „Mißtrauischen“ fernerleichts mißtrauen. Zweifellos ist ein gut Teil der überall verbreiteten Abneigung gegen die Juden auf die Sonderbarkeiten der jüdischen Speisegesetze zurückzuführen. Die Speisegesetze haben auch die jedenfalls nicht beabsichtigte Nebenwirkung gehabt, die fable convenans von dem jüdischen Reichthum zu erzeugen. Gewiß giebt es sehr reiche Juden. Die Masse der Juden hingegen ist, wie im Grunde nur natürlich, arm. Das wird das Volk nie zugeben wollen. Denn — so wird die christliche Frau aus dem Volk sagen — man komme doch nur in eine jüdische Küche. Diese vielen Töpfe, Schüsseln, Teller, Löffel, Messer, Gabeln müssen doch gebraucht werden, also müssen die Juden viel zu schnabulieren haben. Die gute christliche Hausfrau weiß eben nicht, oder bedenkt nicht, daß die ärmste jüdische Hausfrau Küden- und Tischgeschirr für Fleisch-, andres für Milch-, eine dritte Garnitur für neutrale Gerichte und sogar noch eine vierte für das Osterfest haben muß. Dazu ist noch zu bedenken, welchen Eindruck der Sabbat und Festtagstisch der Juden auf die einfache christliche Nachbarin machen muß, die keine Ahnung hat, welche Entbehrungen jüdische Familien sich die ganze Woche auferlegen, um den Sabbat das Jahr hindurch und die Feste würdig zu feiern.

So haben denn die jüdischen Speisegesetze den Juden als Schutzwall gegen Krankheiten und wirtschaftlich, sittlich und selbst ästhetisch als Erzieher gewirkt, andrerseits aber auch sie unglaublich eingeengt und abgefordert. Noch jetzt legen sich viele Juden große Opfer an, um Speisegesetze zu befolgen, die zum Teil veraltet, weil nach den Fortschritten der Nahrungsmittel-Industrie nicht mehr durchführbar, zum Teil geradezu lächerlich und thöricht sind. —

Kleines Feuilleton.

1. Ein Tag im Amtsgerichts-Gefängnis. Es ist sechs Uhr. Das Glockenzeichen hat soeben das Signal zum Aufstehen gegeben. In den Zellen wird es lebendig. Die Morgenwäsche ist bald gemacht, das Emaillewaschgeschirr geändert und der etwa sechs Quadratmeter große Raum ausgefegt. Mit leichtem Rasselnd wird das eiserne Feldbett an die Wand emporgeschlagen und festgeketzt. Dann wird ein Klirren, wie von vielen Schüsseln, draußen im Gange vernehmbar,

die Thür wird geöffnet und die Gegenstände zur körperlichen Nothdurft werden zur Säuberung hinausgerückt. Nun kommt die Morgensuppe. Ein aus der Zahl der Sträflinge entwonnener „Kalfaktor“ schleppt in einem großen Blechimer den Morgenimbis herbei, der mittels einer litergroßen Schöpffelle in den Schnapp der einzelnen Gefangenen hineingegossen wird. Heute giebt es Hofergrübe, eine bläulich-milchige Flüssigkeit, auf deren Oberfläche einzelne Hülsen umher schwimmen. Dann kommt der zweite „Kalfaktor“, welcher die Wasserkrüge mit frischem Inhalt füllt und zweipfundschwere Brotscheiben an die Sträflinge verabreicht. Hierauf wird von dem das „Beschwerdebuch“ führenden Aufseher die Zellenthrür geräuschvoll geschlossen. Langsam wird die Suppe ausgelöffelt und dann der Schnapp gereinigt, in dessen Höhlung, der Vorschrift gemäß, das Brot im Verlauf des Tages zu wahren ist. — Inzwischen ist es sieben Uhr geworden. Wiederum wird die Zellenthrür geöffnet, um bei dem Kommando: „Arbeiter voraus!“ einiges Leben in diese stillen Mauern zu bringen. Auf dem miserien Treppenspur versammelt sich nun eine bunte Gesellschaft von „Lütenklebern“, teils in Uniform, d. h. in der Stäftingstracht oder in Civil. — Ein Aufseher tritt nun heran und kommandiert: „Vorderraum nehmen!“ Die Gefangenen reihen sich in zwei Gliedern auf; der Aufseher zählt die „Garde“ und markiert mit ihr in den Arbeitsaal ab. An langen auf Holzböden improvisierten Tischen nehmen die Sträflinge Platz. Inzwischen werden die zu Lüten zu verarbeitenden braunen Papierbogen verteilt. Zwei Sträflinge werden zum Falzen bestimmt, zwei andre zum Kleistern, wiederum zwei zum Kleben, andre zum Nageln und schließlich ein letzter, gewöhnlich der älteste, zum Bepackden. Der Aufseher hat inzwischen den Arbeitsraum verlassen. Einen Augenblick herrscht noch die Ruhe an, welche bereits im allernächsten Moment einer außerordentlich lebhaften Unterhaltung Platz macht. Doch der Aufseher kehrt bald zurück und verbietet den Lärm. Auf dem Korridor lassen sich Schritte hören; der Inspektor öffnet die Thür. Alle erheben sich von den Plätzen, und der Aufseher meldet in militärischer Haltung: „Eis Mann zum Dütenkleben!“ Der Inspektor schneift an den Tischen umher, hier und dort über „Materialverschwendung“ sich tadelnd ähnernd. Dann verläßt er wiederum den Arbeitsraum, vom Aufseher die Treppe hinterbegleitet. Wiederum erhebt sich Lärm und lebhaftere Unterhaltung. „Na, Ede, Dir hat er uff'n Kieler! Hast'n jesehn, wie er Dir bei der Arbeit uffgepaßt hat?“ — „Wat id mir davor loose! Wenn er will, kann er mir ja in Arrest bringen!“ — Im Gefängnis Hof wird Näderrollen bemerkbar, der grüne Wagen ist vorgefahren, der seinen Inhalt in den finsternen Rachen der Gefängnisexpedition anspeit. Nun ist es Mittag. Der Aufseher erscheint und führt die „Garde“ in das Zellenhaus zurück. Wiederum erscheint der „Kalfaktor“ mit seinem Speise-Eimer, und verteilt diese Erbsen mit Speck. Der Speck hat freilich etwas Geisterhaftes, denn er ist in den meisten Fällen nicht zu sehen. Auch die Mittagstunde geht in träger Langsamkeit vorüber. Es ist ein Uhr; wieder werden die Zellenthrüren geöffnet und wieder ertönt das scharrende Kommando: „Arbeiter voraus!“ — Die erste Stunde des Nachmittags, bevor es an die Arbeit geht, ist Freistunde, in welcher auf dem schlecht gepflasterten Gefängnis Hofe „Varentanz“, ein gänsemarschähnlicher Gang mit acht Schritt Abstand voneinander geübt wird. Der Gang der „Varentänzer“ beschreibt gewöhnlich einen Kreis, in dessen Mittelpunkt der Aufseher steht. — Nach Beendigung der Freistunde geht es in den Arbeitsaal, wo sich im Laufe der Nachmittagsstunden das bunte Bild des Vormittags wiederholt. Pünkt sechs Uhr ist die Arbeit beendet. Der Aufseher verzeichnet die Anzahl der fertiggestellten Tüten und läßt bei dieser Gelegenheit eine längere Strafpredigt über die Faulheit und Frechheit der Gefangenen vom Stapel. — Wieder wird die „Garde“ gemustert und in die Zellen zurückgeführt, welche doppelt verschlossen werden. Der übrig gebliebene Brotrest und ein wenig Salz bildet das höchst frugale Abendbrot. Dann wird die Bettstelle heruntergeschlagen und nun muß der Körper versuchen, auf der harten Strohmattze, ohne Kopfkissen, seine Ruhe zu finden. Allein noch will es nicht ganz still werden. Drüben vom Weibergängnis her ertönt Lachen. Bald fliegen Frage und Antwort, meistens nicht des feinsten Charakters, hin und her, bis der ungemüthliche Nachtanfänger mit einem gebieterischen Donnerwetter dazwischenschießt. Dann wird es still. Schwarze Schatten kriechen auf Wände und Fußboden der Zelle. Die Nacht ist gekommen und nur hin und wieder stört ein vorüberfahrender Lastwagen die unheimliche Gefängnisstille. . . .

Musik.

Ein sommerlicher Anlaß gab uns Gelegenheit, Herrn Professor Reinhold L. Herman, den wir im vergangenen Winter mehrmals als Komponisten und Dirigenten kennen gelernt, als ständigen Leiter einer Gesangvereinigung wiederzufinden. Der „Märkische Sängerbund“, der über 100 Männer-Gesangvereine der Provinz Brandenburg umfaßt und unter den etwa 40 in Berlin eigens zu nennenden Verbänden und Vereinen dieser Art an Umfang wohl nur vom hiesigen Arbeiter-Sängerbund übertroffen wird, ist speciell hier durch seine „Berliner Vereinigung“ vertreten und diese hat seit kurzem ihre Direktion an Professor Herman übertragen. Wir kennen diesen als einen ernsten und thätigen Musiker von älterer Eigenart, der sich von dem Hineinbohren des modernen Dirigenten in die Tiefen und Einzelheiten des wiederzugebenden Werkes fernhält. Anders würde es auf einem Posten wohl auch nicht gehen,

auf dem eine Schar von Gesangliebhabern bei der Wiedergabe traditioneller Männergesang-Musik geleitet werden soll. Wir hörten ein solches Konzert am vergangenen Sonntag in der für vornehmere Unterhaltung so gut geeigneten „Flora“. In dem Programm war eine Reihe alter vollstimmlicher Melodien, die stets gern gehört werden“, angeklügeligt. In der That herrschte jener bekannte Schlag des altitalienischen, aber traulichen Volkslieds — in vierstimmiger Einrichtung — vor, dessen Wendungen sich nachgerade so typisch wiederholen, daß das Weiterkomponieren in dieser Weise nicht viel mehr als einen gewissen geistigen Mechanismus verlangt. Da kehren denn die poetischen Thematata („Du bist mein Leben“, „Das ist ein fröhliches Wandern“ usw.) sowie die Normen der für solche Ansprüche geeigneten Komponisten (Cursch-Böhren, Weinzierl, Sülzer u. a.) mit enger Abwechslung wieder. Indessen wird ein Lied, wie das alte „Zu Strassburg auf der langen Brüd“ in der Verarbeitung von Hilpert durch seine verhältnismäßig reichere Harmonik (wenigstens nicht durch eine solche Rhythmis) leicht hervorleuchten. Noch erfrischender hob sich die Arrangierung eines schwedischen Vesperchores (mit dem Titel „Jubilate“) durch Zander — wohl den Dirigenten der „Berliner Liedertafel“ — ab: sie besitzt noch eine abwechslungsreichere Harmonik, ähnlich dem lutherischen Kirchengesang, und zeigt jenen, nicht eben jubelnden, sondern mehr getragenen Ernst, den wir eben neulich an schwedischer Musik kennen gelernt hatten. Die Leistungen der Sänger und ihres Dirigenten machten, soweit man sich bei der Unruhe dieses Publikums und bei einem ungünstigen Standort der Sänger auf das Hören überhaupt verlassen konnte, einen guten Eindruck, insbesondere durch Ausgeglichenheit der verschiedenen Stimmen. Die in solchen Konzerten üblichen Lieder sind in der Regel alle „strophisch“ komponiert, das heißt so, daß jede Textstrophe, höchstens mit einer kleinen Veränderung am Schluß, die gleiche Vertonung bekommt, im Gegensatz zu den „durchkomponierten“, das heißt von Anfang bis Ende fortschreitend vertonten, Liedern. Die Stücke jener Art tragen demnach eine Einformigkeit und eine Gefahr des Nichtpassens von Text und Musik in sich, die eine noch viel abwechslungsvollere Vortragweise verlangen, als sie bei Durchkomponierten nötig ist. In diesem Sinne könnten z. B. die Abschiedslieder „Muß ich denn“ und „Freunde, der Abend winkt“, auch für bescheidene Ansprüche doch mit etwas mannigfacherer Betonung vorgetragen werden, als es hier geschah. — Eingerahmt war dieses Konzert von den dort üblichen Darbietungen des „Charlottenburger Sinfonie-Orchesters“. Sein Dirigent, Kapellmeister Max Dahms, arbeitet mit diesem Bläser-Orchester in braver Weise und ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht schuld daran, daß auch ein solcher grober Kunststufung kommen muß wie eine „Erinnerung an Wagner's Tamboer“. Zwei recht gewöhnliche Märsche, darunter einer von P. Hention, dem französischen Seitenstück zu unserm Franz Abt, wurden von 4 „Hornbläsern“ mit Orchester gespielt, allerdings nicht eben so, daß es ein Vergleichen mit sonstigem von dieser Art nötig machen würde. —

Physikalisches.

88. Das Neueste von den strahlend ausstrahlenden Elementen. Die Physik ist durch die Entdeckung von Körpern, die ohne irgend ein Zutun von außen her leuchtende Strahlen ausstrahlen, die ein Spektrum besitzen und auch auf die photographische Platte zu wirken vermögen, vor ein neues Rätsel gestellt worden, und einer der hervorragendsten deutschen Physiker hat geradezu die Ansicht ausgesprochen, daß die Lösung dieses Rätsels vielleicht in den gesamten Anschauungen von den Naturkräften eine Umwälzung hervorbringen werde. Solcher Stoffe kennt man jetzt bereits mehrere, sie werden vorläufig als besondere neue Elemente betrachtet, die mit den Namen Radium, Polonium, Actinium bezeichnet worden sind. Nach den bisherigen Erfahrungen ist anzunehmen, daß noch mehr solcher Grundstoffe gefunden werden dürften. Das Wunderbare und so ganz Unklärliche an diesen Körpern besteht eben darin, daß sie nicht nur überhaupt Strahlen ausstrahlen, ohne daß sie, wie es bei andern phosphoreszierenden Körpern geschehen muß, vorher von irgend einer Lichtquelle aus bestrahlt worden wären, sondern daß sie scheinbar in ihrer Strahlungsfähigkeit einer zeitlichen Begrenzung gar nicht unterliegen. Ein Probchen von Radium, wie es jetzt in kleinen Glasröhren zu ziemlich hohem Preise künstlich ist, leuchtet, nachdem es beliebige Zeit in einem verschlossenen Schuttsack gelegen hat, mit genau derselben Stärke wie zu der Zeit, als es der Chemiker gerade hergestellt hatte. Man müßte doch denken, daß der Stoff bei dem fortwährenden Leuchten irgend eine Veränderung zeigen und daß er vor allem an Gewicht abnehmen müßte, da doch die von ihm ausgehenden Lichtstrahlen wahrscheinlich an die Abgabe winziger körperlicher Teilchen gebunden sind. Bisher ist es aber noch nicht gelungen, etwas der Art festzustellen. Der berühmte französische Physiker Becquerel, der sich eingehend mit der Untersuchung dieser strahlenden Stoffe beschäftigt hat, ist allerdings auch zu der Ueberzeugung gekommen, daß durch die dauernde Abgabe der Strahlen ein Gewichtsverlust eintreten muß, er hat aber berechnet, daß etwa 100 Millionen Jahre vergehen würden, ehe eine Gewichtsabnahme von etwa einem Milligramm nachweisbar sein könnte. Da ein bedeutender Gelehrter einen solchen Ausspruch jedenfalls nicht unbedacht thut, so kann man schon annehmen, daß sich etwas höchst Wunderbares in diesem strahlenden Körper verbirgt. Die neuesten Entdeckungen haben nun, statt eine

Annäherung an die Lösung des Rätsels zu bringen, die Zahl der Wunder nur noch vermehrt, und der eindrücklichste Beweis dafür ist in einer Mitteilung gegeben, die der Physiker Debierne, der Entdecker des Actinium, an die Pariser Akademie der Wissenschaften gerichtet hat. Er hat nämlich beobachtet, daß sich die Eigenschaft, leuchtende Strahlen auszusenden, von den Körpern, die eigentlich damit befaßt sind, auch auf andre Stoffe übertragen läßt, die an sich niemals die Fähigkeit des Leuchtens zeigen. Es ist etwas Aehnliches, wie wenn ein elektrischer Strom in einem Körper durch Induktion von einem andern in der Nähe befindlichen erregt wird. Debierne hat z. B. irgend eine Verbindung des Elements Barium genommen und eine kleine Menge davon neben eine Probe von leuchtendem Radium gelegt. Wenn beide Körper eine Zeitlang neben einander belassen worden waren, so zeigte sich nachher auch das Bariumsalz leuchtend, allerdings nur in sehr geringem Maße. Es kann nicht jedermanns Sache sein, sich in diese Wunder hinein zu denken, aber es ist als einfache Thatsache hinzunehmen, daß alle Physiker, einschließlic der größten Autoritäten, diesen neuen Entdeckungen gegenüber mit ihrer Weisheit völlig am Ende sind. —

Humoristisches.

— Der bekannte Motorwagen. Karlchen (den Vater herbeirufend): „Vater! geschwind! a Wagen reißt aus!“ —
 — In Heringsdorf. „Sehen Sie nur, wie sich der junge Diplomat immer wieder vor seinem Chef verbeugt.“
 „Ja, der macht aus unserm Heringsdorf ein — Wüdlingsdorf.“ —
 — Ein Geschäftskniff. Freund: „Aber der Schreiblich wadelt ja bei der geringsten Bewegung.“
 Schreiblicher: „Eben deshalb ist er mir geradezu unerlässlich. An dem müssen meine Schüler immer schreiben: „dies war meine Handschrift vor Beginn des Unterrichts.““ —
 („Meggenb. hum. Bl.“)

Notizen.

— Der Dichter Hermann Lingg liegt schwer krank. Die Aerzte geben wenig Hoffnung. —
 — Freiherr von Vergers neuerbautes Deutsches Schauspielhaus in Hamburg bringt im nächsten Monat als erste Aufführung Hebbels gewaltige Tragödie „Die Makabäer“. Hoffentlich bleibt der Einfluß Hebbels nicht auf die Eröffnungsvorstellung beschränkt. —
 — Das Münchener Schauspielhaus bringt Reherlings Schauspiel „Ein Frühlingsopfer“ zur Aufführung. Das Werk wurde seiner Zeit in Berlin von der „Freien Bühne“ mit Erfolg aufgeführt. —
 — In Kopenhagen soll eine Reihe von deutschen Dramen aufgeführt werden. Wir greifen heraus: „Hans“ und „In Verhandlung“ von Dreyer, „Weß dem, der sagt“ von Grillparzer und „Erziehung zur Ehe“ von Hartleben. Leider werden die Dänen auch Phillipis „Erbe“ und ähnliche Erzeugnisse der deutschen Bühnenindustrie kennen lernen. —
 — Am Samstag geht Ludwig Juldas Schauspiel „Die Sklavin“ im Lessing-Theater in neuer Einstudierung zum erstenmal in Scene. Die Titelrolle wird von Frau Elise Sauer gespielt. —
 — Das oberbayerische Bauernensemble „Die Tegernsee'r“ beginnt im hiesigen Vellealliance-Theater Ende September ein längeres Gastspiel. —
 — Pineros Lustspiel „Lord Quer“ fand in Stuttgart freundschaftliche Aufnahme. —
 — Die Wälder melden, daß die Familie Wagner die Aufführung Wagnerischer Werke in München für die Dauer der Bayreuther Spielzeit unter sagt habe. Possart erklärt jetzt, daß an der Geschichte kein wahres Wort ist. —
 — Das Friedrich Wilhelmstädtische Theater bringt in der nächsten Saison unter andern folgende Novitäten: „Die Senfzerbrücke“ von Offenbach (vor dreißig Jahren mit großem Erfolg gegeben), eine Operette von Jonas „Favotte“ und „Jeanne, Jeanette und Jeanneton“ von Lacombe. —
 — ar. Professor Gabriel Nag, der bekannte Vater, feiert heute seinen sechzigsten Geburtstag. —
 — In der photographischen Ausstellung im Künstlerhause, Vellealliance, hat sich das Bedürfnis nach umfassenden Erläuterungen herausgestellt. Es ist die Einrichtung getroffen, daß am Donnerstag drei offizielle Führungen stattfinden: Um 10 und 3 Uhr durch Professor Bruno Meyer und um 12 Uhr durch Redacteur Johannes Gaedike. Der Eintrittspreis beträgt an diesen Tagen 1 Mark. —